

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 63.

Posen, den 16. März 1928.

2. Jahrg.

Bobsinen

Ein Sportroman von Insfried von Wechmar.

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale).

7. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Ein famoser Kerl war er doch, der Kleine, das mußte auch der Lange einsehen. Die Frage war nur, ob der sich auch entschuldigen würde, ob ihm nicht in dem Entschuldigungsbrief wieder ein paar Stichelien unterließen, die zu neuerlichen Komplicationen führen mußten.

Das beste war schon, er ließ sich den Brief schicken, und gab ihn nur weiter, wenn sein Inhalt die Sache aus der Welt schaffte.

Der Schatzmeister war kein Mann von langsamer Ausführung einmal gefasster Entschlüsse. Vorsichtig, unter Vermeidung jeglicher Worte, die neuen Zündstoff in die Angelegenheit tragen konnten, schrieb er an den Langen und erhielt zu seinem nicht geringen Erstaunen schon nach wenigen Tagen einen an den Kleinen gerichteten Brief des Langen, in dem dieser — wenn auch nur so nebenher, aber der Gutmütigkeit des Kleinen genügend — diesen um Entschuldigung bat.

Und als die ersten Flocken fielen, war der Friede im Vorstand wenigstens äußerlich wiederhergestellt.

XI.

Der rundliche Major steckte die Pfeife in Brand. Mit einer verächtlichen Bewegung warf er das Streichholz in Richtung Papiertorb, dann setzte er sich vor den Schreibtisch.

Nun konnte die Geschichte losgehen. Nennungen waren ja reichlich genug eingelaufen zur Deutschen Meisterschaft; wenn nun auch sonst alles klappte, konnte man mit dem Erfolg zufrieden sein.

Lange Wochen des Aergers lagen hinter ihm. Was hatte es allein für Mühe gekostet, bis die Bahn so weit fertig war, daß man sie dem Sportwart des Verbandes übergeben konnte. Wie oft hatte Laumetter, wie häufig neuer Schneefall alles wieder zerstört, was in tage- und wochenlanger Mühe aufgebaut worden war! Und wie unzufrieden war der kleine Sportwart gewesen, als er vor acht Tagen hier in Schierstädt plötzlich erschienen war, um die Bahn abzunehmen. Der sonst so lebenswürdige kleine Kerl hatte ordentlich böse ausgesehen, als er die Eisenbahnkurve besichtigte, die — das Sorgenkind aller Führer und aller Verantwortlichen — auch in diesem Jahre wieder nicht so recht gelingen wollte. In sportlichen Dingen verstand der Kleine nun einmal keinen Spaß; damit mußte man sich abfinden, wenn man auch sonst nicht gewöhnt war, sich von anderen irgend etwas sagen zu lassen.

Und der Major fand sich damit ab. Er hatte sich in den langen Jahren, in denen er des Schierstädter Klubs Generalsekretär war, daran gewöhnt, auf die Wünsche der anderen ohne Widerspruch einzugehen. Wenn sie zur Ausführung kamen, machte er doch, was ihm paßte, und kümmerte sich nicht darum, was die anderen wollten.

Mit ein paar hastigen Griffen holte er sich die eingegangene Post heran. Telegramme, Karten, Briefe, lauter Schriftstücke, die die Meisterschaft betrafen. Verdammte, auch ein paar eilige Sachen waren darunter!

„Ja, hat denn nicht . . . ? Da sollte doch gleich der Teufel dazwischen fahren!“

Wo steckte denn das dämliche Frauenzimmer wieder?!

Der rundliche Major stand auf; mit kurzen, hastigen Schritten eilte er zum Klingelknopf und drückte ihn, aufgeregter, vier-, fünfmal hintereinander.

Das Sekretariat des Klubs war in einem der großen Kurushotels untergebracht. Hier wohnte auch der rundliche Major, und hier fanden die offiziellen Veranstaltungen des Klubs statt.

Nach einer Weile erschien ein Kellner des Hotels.

„Wo ist die Sekretärin?“

„Ich weiß nicht!“ Etwas unwillig kam die Antwort heraus; man schätzte ihn nicht sehr.

„Dann suchen Sie das Mädel. Soll sich sofort hierher schießen!“

Als die Gesuchte nach einer Viertelstunde erschien, hatte sich der Major in einen solchen Zorn geredet, daß er ganz blaß geworden war. Die kleinen stechenden Augen blinzelten wie wild, nervös stocherte er mit einem Bleistift in der Schagpfeife, und wütend riß er Schubfächer und Schranntüren auf, um sie mit Gepolter wieder zuzuschlagen.

„In des Drettenfelsnamen, wo stecken Sie . . . !“

„Ich hatte . . .“

„Ich habe Sie nicht gefragt, was Sie hatten, ich will wissen, warum die Telegramme hier nicht erledigt sind. Wer hat telephoniert, wo ist die Nennungsliste, wo sind die Stoppuhren hingekommen? Ja, glauben Sie, ich habe Sie zum Spazierengehen engagiert? Schnell sollen Sie arbeiten, noch schneller! Lieber schnell und falsch, als langsam und auch noch falsch!“

Die Sekretärin fing zu schluchzen an.

„Ich habe die ganze Zeit über wie ein Pferd gearbeitet, keinen Abend bin ich vor neun Uhr aus dem Sekretariat weggekommen, nichts ist Ihnen recht gewesen, alles war immer nur falsch. Ich bin so nervös, daß ich . . .“

„Was? Nervös? Ja, denken Sie, ich bin nicht nervös? Junges Ding und nervös! Was soll ich denn da sagen! Sie haben zuviel freie Zeit, sonst würden Sie über der Arbeit die Nerven vergessen.“

Und als die Sekretärin heftiger weinte: „Los, los, aufhören mit der Heulerel! Ran an die Arbeit, hinsetzen, Stenogramm: . . .“

Und dann wirbelte eine Flut von Briefen, Karten und Telegrammen, Antworten und Anfragen auf das arme Wesen herunter, daß Nerven, Tränen und alles andere gar keine Zeit fanden, sich zu melden. Im wilden Tempo des Diktierens tobte der Generalsekretär den Zorn aus, der sich seit der Abwesenheit des, wie er ihn nannte, „kleinlichen“ Sportwarts in ihm aufgespeichert hatte und den er an der Sekretärin ausließ, weil er keinen Weg sah, ihn über den Kleinen auszuschütten.

Nach einer Stunde sah der Major auf die Uhr: „Uebertragen Sie jetzt die Sachen in die Maschine. Ich

muß zur Bahn, den langen Grafen abzuholen. Um acht Uhr bin ich wieder hier, bis dahin muß alles fertig sein."

Während sich im überheizten Bureau die schwächliche Sekretärin über die Maschine beugte und mit verweinten Augen Zeile um Zeile des umfangreichen Stenogramms noch einmal las, ehe sie mit zitternden Fingern die Tasten der Maschine in Bewegung setzte, trat der Major in kurzer Jacke, die Mühe auf dem fahlen Schädel, aus der Hotelhalle in den klaren Winterabend. Einen Augenblick sog er mit weitgeöffneten Nasenflügeln die wunderbare Luft ein, dann begrüßte er den Kleinen etwas zu höflich, der den Hotellschlitten zum Bahnhof ebenfalls benutzen wollte, um die mit dem Abendzug in Schierstädt ankommenden Bobmannschaften zu empfangen.

Das helle Geläut der Pferde mischte sich mit dem leisen Gleiten der Kufen über den verharrschten Schnee. Duster standen die Schneeverhangenen Tannen gegen den Abendhimmel, der über den langsam ansteigenden Bahnhofsberg in kalteverheißendem Gewölk herüberleuchtete.

Auf dem Bahnhof herrschte lebendiges Treiben. Vor dem Stationsgebäude stand die Schar der Hotellschlitten, auf dem Bahnsteig gingen einzelne Kurgäste auf und ab, die gekommen waren, Bekannte abzuholen, oder auch nur dem lebhaften Hin und Her zuzusehen, das die Ankunft eines Zuges in einem Kurort mit sich bringt.

Vor dem Gepäckraum standen ein paar Bobs, die von den Mannschaften vorausgeschickt worden waren, um zum Training rechtzeitig zur Stelle zu sein.

Auch der Schlitten des Kleinen war mit dabei; direkt von der Fabrik hatte er den Bob hierherkommen lassen, nachdem er ihn in den Tagen vor Weihnachten in Schlesiens Bergen ausprobiert hatte.

Da stand er nun, der prächtige Schlitten, wie ein gefesselter Riese, in Holz und Tüchern verpackt, die Kufenschüler unter dem spiegelblanken Kufenstahl, mit umwickelter Steuersäule, deren Steuerrad der Kleine vorlorglich im Koffer mit sich führte, um es vor Beschädigungen zu schützen.

Da stand er nun und wartete auf den Tag, da er seiner Bobbestimmung zugeführt werden sollte, auf den Tag, da er unter der Hand des Kleinen durch die Kurven brausen sollte, um nach dem Vorbeer zu greifen, der am Ziel dem Steger winken würde.

Eigentlich wollte sich der Kleine gleich daran machen, den Schlitten zu untersuchen, um zu konstatieren, ob nicht doch durch den Transport Schäden entstanden waren, die in der hobtechnisch erfahrenen Schmiede von Schierstädt repariert werden mußten.

Doch dann besann er sich und wandte sich ab. Heute war ja für ihn ein Freudentag. Heute kam der Lange hier an und mit ihm, der rundliche Major hatte es ihm verraten, die schlanke, raffige Schwester, des Langen Bobbine in den Tagen der Deutschen Meisterschaft.

Und all die Träume, die der Kleine seit seinem schlesischen Besuch und dessen unrühmlichen und wenig erinnerungswürdigen Ausgang geträumt hatte, all die Sehnsüchte auf ein Wiedersehen mit ihr, sollten heute in Erfüllung gehen. Mit einem Schlage stand das jetzt alles wieder vor ihm, was in den letzten Tagen und ihrem Aerger über die mangelhafte Vorbereitung der Meisterschaft durch den russischen Major etwas in den Hintergrund gedrängt worden war: heute kam sie, und heute und in den kommenden Tagen würde er sie sehen, stündlich, sie sprechen, so oft er wollte, und ihre Hand halten, so lange er mochte.

Und als das Läuten des näher und näher kommenden Zuges durch den verschneiten Winterwald klang, als die Lichter der Kleinen fauchenden Maschine um die letzte Kurve bogen und mit aufatmendem Verschlaufen die Räder stille standen, war der Kleine vor lauter Erregung so verflört, daß er wie geistesabwesend zum Gepäckwagen lief und den Bahnarbeitern zusah, die den Schlitten des Langen aus dem Wagen hoben. Der Lange selbst lehnte aus einem der niedrigen Fenster des kleinen Gebirgs-

wagens und rief nun wohl schon zum fünftenmal und entsprechend gereizt: „Träger, he, Träger!“

Das weckte den Kleinen aus seiner Verwirrung. Das war doch die Stimme des Langen? Und richtig, da stand ja auch sie, strahlend, frisch, schlank und rank wie eine echte, richtige Bobbine.

Nun reichte sie dem Major die Hand und sah sich wie suchend um. „Ob sie mich wohl vermisst?“ In dem Kleinen klang diese Frage hoch. Doch da hatte sie ihn schon entdeckt.

„Das ist ja famos, daß Sie mich abholen. Ober gilt Ihr Aufenthalt hier oben nur dem Langen und den vielen Schlitten, für die der Herr Verbandsportwart ein besonderes Interesse hat?“

Noch ehe der Kleine erwidern konnte, war der Lange zwischen sie getreten: „Das ist hier immer dieselbe Bummelerei. Kein Mensch kommt, wenn man ruft. Die blödsinnigen Kerle von Hotelbiener stehen rum und kummern sich um nichts. Guten Tag, übrigens.“

Der Major machte seine zuvorkommendste Verbeugung. Der hohe Herr schien schlecht gelaunt. Man konnte nie wissen, wie so etwas aussief. Und er hatte noch genug von seinem Aerger mit dem Kleinen.

Der reichte dem Langen die Hand, ein wenig verlegen und geniert; man sah sich zum erstenmal wieder seit jener Nacht in Schlesien, aber doch mit einer Offenheit, die da zu sagen schien: „Daß uns den alten Kram begraben.“

„Na, Sie Kleiner, immer noch beleidigt?“
„Jaß das doch!“ Die Schwester trat zwischen den Kleinen und ihren Bruder.

Und dann ging man zu den Schlitten, voraus der Lange, etwas schlafsig, wie beschwert durch die mächtigen Stiefel, über denen sich ein paar farbige Wollsocken rollten, den weiten, langen Mantel offen neben ihm, immer etwas nervös, der Major, hastig trippelnd und auf den Langen einredend.

„Ich sage Ihnen, lieber Graf, ein paar Frauen sind hier, Frauen, fabelhaft einfach. Die kleine Baronin, die beim jungen Führer auf dem Bob sitzt, reizend, sage ich Ihnen Wird Ihr Fall sein!“

„So ...“ Und nach einer Weile: „Wie ist denn die Bahn?“

„Blendend, großartig, der Kleine war sehr zufrieden. Ein paar Kleinigkeiten nur, sind schon erledigt. Alles ist begeistert.“

In einigem Abstand folgten die Schwester und der Kleine. Er trug ihr das Necessaire und einen Mantel.

„Ueber die Geschichte von damals reden wir nicht mehr. Sie soll erledigt sein. Der Lange hat sich ja auch bei Ihnen entschuldigt. Er meint's immer gar nicht so, Sie wissen es ja.“

„Natürlich, natürlich.“ Der Kleine beeilte sich, zuzustimmen. Nur jetzt keine neuerlichen Debatten über diesen Fall. Sie war ja da, Schritt neben ihm her in ihrer ganzen, herrlichen Weiblichkeit; nun war alles andere gleichgültig.

„Und wie ist die Bahn?“ Auch hier die Frage, interessiert, aber doch mehr ablenkend vom unbequemen Thema.

„Jetzt ist sie out. Es hat aber viel Aerger gegeben, der Major hatte sich um nichts gekümmert; und das alte Loch in der Eisenbahnkurve war, wie in allen anderen Jahren, auf der gleichen Stelle, obwohl ich ausdrücklich um seine Beseitigung gebeten hatte. Aber jetzt ist alles in Ordnung.“ fügte er wie zur Beruhigung hinzu.

Man verstaute sich im Schlitten, die Schwester und der Lange im Fond, der Kleine und der Major auf dem Rücksitz.

Mit kurzem Ruck zogen die Pferde den Schlitten von der festgeeeisten Stelle, dann ging es lustig klingelnd zu Tal. Der Mond war aufgegangen und beleuchtete die herrliche Winterlandschaft mit bläulichem Schein. Der Schnee, in hohen Haufen zu beiden Seiten der Straße aufgeschichtet, glitzerte wie Millionen Diamanten, und ab

und zu hörte man das Schnauben der Pferde, verwehte der heiße Dampf aus den Rüstern im Walde — sonst war alles still.

Und still hing ein jeder seinen Gedanken nach. Der Major überlegte, ob die „dumme Person“ mit ihrer Schreiberei fertig sein würde, wenn er jetzt nach Hause kam, der Lange sann darüber nach, ob die Baronin, von der der Major gesprochen, wirklich so schön sein würde, wie der sie geschildert. Denn man konnte das bei dem Major nie wissen, der schnitt gern ein wenig auf.

(Vorsetzung folgt.)

Dichter und Saufkumpan.

Ueber den Autor des „Schwejt“, den in der Piccolibühne in Berlin Pallenberg mit großem Erfolg verkörpert, werden in seiner Heimatstadt Prag eine Unmenge Anekdoten erzählt. Einer seiner tschechischen Freunde hat vier Anekdoten aufgeschrieben, die hier folgen:

— 1 —

Gefühle zu perfizieren, gehörte zu seinen regelmäßigen kleinen Brutaltäten, die er nur durch die Gütmütigkeit seiner roten Mädchen und seines viden Doppelkinns milderte. Vor einigen Jahren blieb er einmal am Rai an der Moldau stehen und begann gespannt auf eine Stelle im Wasser hinzusehen. Man kennt die Psychologie der Masse: in einer Viertelstunde fanden viele Menschen da, die zu erraten trachteten, was der Mann dort unten eigentlich sehe. Und nachdem sie einander eine Weile vergeblich ihre Ansichten aufgelistet hatten, wandten sie sich endlich direkt an ihn. Traurig drehte er sich zu ihnen um und sprach mit ergriffener Stimme: „An dieser Stelle ist mein goldenes Großmutterl ertrunken. So eine gute alte Frau. Da warste ich jetzt, ob nicht vielleicht... am Ende... ihr Portemonnaie heraufgeschwommen kommt.“

— 2 —

Ueber seine Heirat gehen viele Gistörchen um, die ich nicht aufwärmen will; aber Frau Jarmila Haslowa wird mir verzeihen, wenn ich eine weniger bekannte erwähne, in der sie indirekt eine Rolle spielte und die für Hasel typisch war. Eines Tages kam er nun ins Gasthaus.

„Ein Bier her, und ich will auch gleich bezahlen.“

Allgemeine Empörung wegen der Eile.

„Galtet mich nicht auf, ich kann heut nicht hier bleiben. Die Jarmila ist im Theater, und ich habe ihr versprochen, daß ich sie um halb zehn abhole. Sie wird auf mich bei der Bräute warten.“

Es war neun Uhr, und da er sein Bier auf einmal ausgekostet hatte, bestellte er noch eins. Selbstverständlich drangen alle in ihn, er möchte noch bleiben. Er wehrte sich unter allen möglichen Hinweisen auf die Pflichten eines aufmerksamen Gatten. Als es halb schlug, trank er aus und bestellte noch ein Glas.

„Jarmila ist ein braves Mädchen, sie wird eine Weile warten.“ tröstete er sich, aber inäheheim schüttelte ihn schon ein Dackel darüber, daß er nach seiner Art wieder in irgend eine peinliche Lage gerate. Um elf Uhr beschimpfte er die ganze Gesellschaft, wir gefühllos wir seien, weil wir ihn hier im Gasthaus aufhalten, während es draußen regnet und seine unglückselige Jarmila schon anderthalb Stunden in diesem Unwetter am Rai hin und her spazierte.

„Wenn es noch anderswo wäre,“ schimpfte er, „aber am Rai, wo der Wind aus allen Richtungen bläst und der Regen mit voller Macht über die Moldau jagt! Und gerade beim Nationaltheater ist es am ärgsten! Habt Ihr eine Ahnung, wie sich dort der Wind dreht, Ihr Unmenschen? Begreift Ihr, was es heißt, wenn ein armes, bis auf die Haut durchnäßtes Weib dort steht und im Schein der Laternen zittert? Euch ist alles egal, was soll sie aber beginnen? Die arme Kleine, wie bang ihr wohl sein wird... Herr Ober, geben Sie mir noch ein Bier, es ist wirklich ein furchtbarer Gedanke.“

Jemand trachtete ihm nachzuweisen, daß Frau Jarmila ihn verstehe und gewiß schon nach Hause gegangen sei.

„O, da kennt Ihr sie nicht,“ schrie Hasel, „das ist ein so ergebene Wesen, die wird so lange dort stehen, bis ich komme. Die hat ein anderes Herz als Ihr Gefindel. Mein goldenes Mädchen, wo bist du nur? Verlassen im Rot der Großstadt! Hoffentlich wirst du dort nicht von der Sicherheitswache belästigt. Ich könnte den Gedanken nicht ertragen!“

Um zwei Uhr in der Nacht erklärte er, jetzt müsse man noch irgendwo hingehen. In diesem Zustande könne er nicht zum Nationaltheater zum Rendezvous kommen. Im Nachtcafé Montmartre trank er abwechselnd schwarzen Kaffee, und immer, wenn ihm die Virginia ausging, seufzte er tief: „Jarmila!“

Um sechs Uhr früh hatte er abermals Bedenken, so ohne weiteres zum Nationaltheater zu kommen. „Ich lauf der Jarmila einen Blumenstrauß. Blumen hat sie so gern. Kommt, gehen wir auf den Kohlmarkt.“ Lange erging er sich dort zwischen den Blumenständen, bis er endlich einen Blumentopf mit den schönsten Nelken für Jarmila fand.

„Es ist halb sieben, jetzt muß ich schon gehn. Laßt mich schon los, niederrichtige Bande. Jarmila geht schon neun Stunden

dort auf und ab. Sicherlich schmerzen Ihre Füße. Aber es gibt nichts Schöneres, als wenn die Frau gleich früh eine frische, duftende Blume geschenkt bekommt.“

Er wandte in der Richtung zum Theater davon, und wir andern gingen, wenn man es so nennen will, schlafen. Abends kamen wir wieder einer nach dem andern ins Gasthaus, und man sprach davon, wie wohl Hasel bei seiner Frau angekommen sein mag. Plötzlich geht die Tür auf, und es erscheint darin — Hasel. Wortlos fällt er auf einen Stuhl, und auf den Tisch stellt er vorsichtig den Blumentopf mit den schönsten Nelken zwischen die Gläser. Er war zu keinem Gespräch zu bewegen. Uvatisch hörte er auf alle die Gespräche ringsum, bewachte die Nelken, und erst als es Mitternacht schlug, sah er verächtlich nach uns, spie aus und zischte:

„Sehr geschickt — wenn ich bedenke, daß Jarmila auf mich wartet.“

Drei Tage später traf ich Jaroslaw Hasel in der Stadt. Er schlenderte unausgeschlafen auf dem Trottoir, blinzelte fröstelnd, und in der rechten Hand hielt er einige verwelkte Nelkenblüten. Die Stengel hingen kraftlos hinab, kleine Klümpchen Erde schwebten unten an den Wurzeln.

— 3 —

„Denslotta“ hieß ein altes Gasthaus. Wir waren früher dort; Hasel kam etwas später. Er verzögerte sich unterwegs bei einer Gruppe russischer Studenten, die in der Nacht joblend im Streit geraten waren. Hasel mischte sich drein und begann sie gleich russisch zu beruhigen. Sie gingen alle auf einen los, der sei kein Russe, sondern ein Tatare.

„Du bist ein Tatar?“ begann Hasel russisch auf ihn einzureden.

„Zawohl.“

„Und redest tatarisch?“

„Tatarisch ja.“

„Sag etwas.“

Der Tatar beginnt, und Hasel antwortet ihm zu unserer aller Erstaunen in einer Sprache, die weder wir noch die Russen verstehen. Und nach einigen Sätzen unarmten Hasel und der Tatar einander und gingen davon, um die Freundschaft zu feiern. So kam es also, daß er in die „Denslotta“ erst später kam und bei unserem Tische ein ältliches mageres Männlein mit langer Nase und traurig blickenden Augen antraf. Weil kein Platz da war, saß er ganz am Rande unseres Tisches. Eine nicht ganz geleerte Flasche stand vor ihm. Er war nicht mehr ganz klar, aber er schwieg und ließ seine Blicke schweifen. Er sah sehr traurig aus, doch wenn unsere Augen sich begegneten, lächelte er mit verlegener Höflichkeit. Rings dröhnte das Lotal bei dem kurrenden Klang des Pianos, überall Soldaten, Studenten und Mädchen; der stumme Mensch daneben war uns in keiner Weise im Wege.

Anders Hasel; kaum war er eingetreten, begann er den Fremden während mit Widen zu messen. Auf einmal haut er auf den Tisch und sagt dem traurigen Männlein ins Gesicht:

„Himmelherrgott, so gern mücht man was Ordinäres sagen über den Kaiser, und grad du mücht beim Tische sitzen!“

Der Fremde nickte höflich mit dem Kopfe, schob die offene Hand hinter das Ohr wie ein Schwerhöriger und zwinkerte mit den Augen, zum Zeichen, daß er verstehe.

„Taub, wie, taub stellst du dich?“

Das Männchen nickte wieder eifrig.

„Und dabel bist du so ein laufiger Konfident, wie?“

Der kleine Mann neigte sich vor:

„Wie meinen der Herr?“

„Ich sag, daß du ein laufiger Konfident bist!“

Das Männlein nickte, zwinkerte vergnügt und sagte:

„Ja, ja, lieber Herr, ich hör schlecht, hör schlecht.“

„Gund,“ schrie Hasel schnaubend, „damit kommst du mir nicht! So durchtrieben waren schon andere auch!“

Jetzt gab der Fremde nicht mehr vor, daß er nicht verstehe, da neigte sich Hasel zu ihm ans Ohr, daß es das ganze Lotal hören konnte:

„Ich mücht gern etwas Ordinäres über den Kaiser sagen!“

Das Männchen schrat zusammen, dann aber lachte er und nickte ihm zu.

„Wenn du aber so ein laufiger Konfident bist!“ schrie Hasel.

„Was sagt der Herr?“ erwiderte das Männchen.

„Na, ein Spion... ein Spizel... kurz, ein Lauser, verstellst du?“

„O, das nicht, das wieder nicht,“ wehrte sich der Fremde.

„Schweig!“ fuhr ihn Hasel an, „ich hab dich in Bodenbach gesehen, wie du in den Waggon geschlüffelt hast!“

„Im Leben war ich nie in Bodenbach...“

„Rutsch! Mich wirst du nicht drantriegen! So ein niederträchtiger Polizeihund, setzt sich zu einem, und man kann dann einfach nichts reden!“

„Aber um Himmels willen, Herr...“

„Rutsch! Du hast nicht den Himmel anzurufen! Du sagst immer nur: im Namen des Gesetzes! Merk dir das, wenn du ein Spizel bist, so immer nur im Namen des Gesetzes. Aber ich will hier den Kameraden etwas Ordinäres über den Kaiser erzählen und fordere dich daher auf, dieses Lotal zu verlassen!“

Der kleine Mann war wieder ganz verschüchtert.

„Ich fordere dich als Konfident zum letzten Male auf,“ erklärte Hasel, „das Lotal zu verlassen, damit ich mich über Seine Majestät äußern kann!“

Und als der Unbekannte sich beleidigt wegwandte und böse schien, rief Hasel:

„Guff!“

Jetzt war es an uns, erstaunt zu sein.

„Welchen Gustl ruffst du?“

„Es ist drei Uhr, da muß hier irgendwo Gustl sein,“ erklärte Hasel und rief abermals in den Lärm „Gustl!“

Da tauchte aus den Rauchwolken die eifrige Miene des Schriftstellers Gustav N. Opocensky auf.

„Was gibts, was gibts, Hasel? Tut dir jemand was?“

„Hier beim Tisch sitzt ein Polizeispizel und will das Lokal nicht verlassen.“

„Gut,“ erklärte Gustav als ein Mensch, der gewohnt ist, hier Ordnung zu schaffen. „Ich sitze dort mit drei Fuhrwerksoldaten, wir werden ja sehn.“

Er verschwand. Hasel lächelte vergnügt, trank und setzte sich bequem zur Seite.

„Das mücht ich mir anschauen, ob ich nicht vom Kaiser reden dürft, wie es mir paßt.“

Da kam schon Gustl mit seinen Soldaten. Hasel wies nur auf das Männchen und ging die Tür öffnen. Ganz kurz versuchte der Taube, sich zu wehren, aber die Soldaten trugen ihn schon hinaus.

„Hasel,“ rief Gustl, „die Tür brauchst du nicht zu öffnen. Die rechte Tafel ist ausgeschlagen, sie werden ihn durch das Loch hinauswerfen.“

Aber es kam anders: der Soldat, der den linken Fuß des Mannes trug, verwechselte rechts und links und stieß damit in die linke Türhälfte. Das Glas klirrte und Scherben fielen auf den Boden; aber der Schwung war nun einmal da, und der „Konfident“ slog durch diese Hälfte auf die Gasse. Nun allerdings entstand ein großes Durcheinander, drinnen liefen die Gäste zusammen, draußen kam eine Patrouille, und in fünf Minuten führte man Hasel und den blutenden „Spizel“ auf das Polizeikommissariat.

Einige Tage haben wir Hasel nicht gesehen. Allgemein waren wir überzeugt, daß er sitzt. Aber am vierten Tage entdecken wir ihn in einer Spelunke in den Weinbergen. Er saß dort mit seinem Konfidenten, der, den Kopf auf dem Tische, schlief.

„Ruhig, wecht mir ihn nicht, damit er sich ausschläft. Er hat es notwendig — seit er aus der „Bendloka“ herausgeflogen ist, haben wir nicht geschlafen.“

„Sag doch, wie ist es ausgefallen, Hasel?“

„Na, wie soll's ausgefallen sein! Es war doch klar, daß er kein Konfident ist. So hab ich mich mit ihm, noch bevor wir auf das Kommissariat gekommen sind, verlobt, und er hat das Malheur auf sich genommen. Da bin ich jetzt vier Tage dabei, ihn ein wenig aufzuhettern.“

— 4 —

Und nun noch eine Geschichte aus der Zeit, da Hasel mit seinem Sack schon Geld verdiente. Er saß im Kaffee „Union“ und bemerkte bei einem Tisch gegenüber einen Studenten, der in großer Verlegenheit verbohlen unter dem Tische sein Geld nachzählte. Er hatte offenbar nicht genug, um seinen Kaffee zu bezahlen. Da erhebt sich Hasel, stellt sich vor den Unbekannten und fährt den entsetzten Jungen während an:

„Du Mediant — was fixierst du mich immerfort? Glaubst du, weil du mir einmal fünfzig Kronen geborgt hast, daß ich dir damit durchbrenn? Du Obergeheimer — ich brauch keine fünfzig Kronen nicht! Hab ich das notwendig, daß du mich vor allen Leuten so amiracul? Da hast du deine fünfzig Kronen, du Ochs, du blöder — und jetzt rutsch mir den Buckel runter!“

Jaroslav Hasel wirft ihm einen Fünfzigkronenschein hin und entfernt sich zornig.

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Tschechischen von Rudolf Fuchs.)

Custiges aus Kinderland.

Karlchen kommt mit einem sehr schlechten Oberzeugnis aus der Schule: er ist Bekker in der Klasse geworden. Der Vater sieht ihn finster an und sagt: „Schämst du dich denn gar nicht, in einer Klasse von zwanzig Schülern der Letzte zu sein?“ — „Nun,“ sagt Karlchen, „sei nicht böse, Vater, es könnte doch viel schlimmer sein!“ — „Wieso denn?“ — „Ja, wenn wir vierzig Schüler in der Klasse wären.“

Nachdem sich Vaters bedrückter Zorn gelegt hat, gibt Karlchen ein paar Anekdoten aus der Schule zum Besten. Es war in der Geographiestunde, und der Lehrer fragt die Schüler, ob es noch immer Menschenfresser gibt. Ein Schüler meldet sich: „Ja, Herr Lehrer, in Interlaken.“ Der Lehrer ist sehr erstaunt. „Aber wie kommt du denn auf diesen merkwürdigen Gedanken, daß es in Interlaken Menschenfresser geben soll?“ „Mein Vater hat gesagt, daß die Bewohner von Interlaken hauptsächlich von den Fremden leben!“

Eines Tages waren die Kinder am Nachmittag Schlittschuhlaufen gegangen auf den See. Einer der Knaben lief in eine Bute und fiel ins Wasser. Er wäre ertrunken, wenn nicht im letzten Augenblick einer seiner Kameraden hinzugeeilt wäre und ihn wieder herausgezogen hätte. Der Klassenlehrer lobte den mutigen Jungen und fand, daß diese Tat eine Belohnung verdiene. Er veranstaltete eine Sammlung für den tapferen Lebensretter und bekam so viel zusammen, daß er ihm eine goldene Uhr kaufen konnte. Im Beisein aller Schulkameraden und Lehrer wurde in der Aula dem kleinen Helben das schöne Geschenk überreicht. Als der Knabe strahlend die Uhr in Empfang genommen hatte und sich mit einer Dankesbewegung entfernen wollte, legte der Lehrer ihm die Hand auf den Kopf und sagte: „Wie kam es eigentlich,

daß du so bereitwillig dein Leben aufs Spiel setztest, um deinen Kameraden zu retten? Kannst du uns sagen? Der Knabe umklammerte fest die goldene Uhr mit der Faust und sah dem Lehrer freimütig in die Augen. „Jawohl, weil er sich meine Schlittschuhe geliehen hatte!“

Als der deutsche Lehrer die letzten Aufätze zurückgibt, sagt er zu einem Schüler: „Frig, wie kommt es, daß dein Aufsatz über den Hund ganz genau so ist wie der, den dein Bruder geschrieben hat?“ — „Wir haben doch denselben Hund Herr Lehrer,“ erwiderte der Schüler.

Karlchens kleine Schwester hat große Angst vor Schornsteinfegern. Sie geht mit der Mutter spazieren und sieht von fern so einen gefürchteten schwarzen Mann kommen. Eifrig pupst sie die Mutter am Mantel „Mutter kommt reich, wir wollen weglaufen, da kommt ein Schornsteinfeger.“ — „Das ist kein Schornsteinfeger,“ Herzchen, das ist ein Neger. Der ist am ganzen Leibe schwarz.“ — Verwundert sieht Kleinen die Mama an. „Ja woher weißt Du denn das Mutti?“

Kleinen wird von den Eltern zum erstenmal mit auf eine große Reise genommen; die Familie fährt im Schlafwagen. Kleinen ist an dem einen Ende des oberen Bettes zur Ruhe gebracht. Da sie noch nie in einem Schlafwagen gewesen ist, ist sie sehr ängstlich als das Licht ausgelöscht wird und es dunkel ist. Um das Kind zu beruhigen, sagt die Mutter endlich: „Du brauchst gar keine Angst zu haben. Herzchen, du weißt doch, daß der liebe Gott immer über dich wacht.“ — Kleinen ist aber doch nicht recht beruhigt, und schon nach wenigen Minuten fragt sie sehr ängstlich: „Mutter, bist du hier?“ — „Ja Herzchen, schlaf nur!“ — Stille. Dann Kleinen's Stimme: „Vater, bist du auch hier?“ — „Ja, ja, du kannst ganz ruhig sein.“ „Stille.“ Dann Kleinen: „Ist Karl auch hier?“ — Da ertönt aus dem Nebenkuppee die Stimme eines Herrn, dem die Geduld reißt: „Mutter ist hier und Vater ist hier, der Bruder ist hier und die Schwester auch. Und Tante, Onkel, Rettern und Cousinen sind auch hier. Bist du jetzt zufrieden? — Nach einer kleinen Weile fragt Kleinen ängstlich „Mutter, war das der liebe Gott?“

Einmal steht Kleinen lange, lange vor einem Spielwarengeschäft an der Ecke und brüht sich das Mädchen am Fenster breit. Endlich magt sie sich in den Laden hinein und beginnt interessiert das ausgestellte Spielzeug zu betrachten. „Was möchtest du denn haben, Kleinen?“ fragt die Verkäuferin schließlich, „ein Klüppchen oder einen Ball.“ Kleinen schüttelt traurig den Kopf. „Nein,“ sagt sie schließlich, „ich möchte nur sehen, was ich für meine 20 Pfennig bekommen könnte, wenn ich sie nicht verloren hätte.“

Aus aller Welt.

Robert Neumann, dessen literarische Parodien „Mit fremden Federn“ so ungeheuren Erfolg hatten, bringt in der eben erscheinenden Nummer 10 der „Augen“ eine ebenfalls parodistische Erzählung „Literaturgeschichte“, die ein phantastisches Dichterschauspiel mit komischer „Wissenschaftlichkeit“ beschreibt. Amüsante Aphorismen, Anekdoten, eines groteske kleine Erzählung und allerlei wichtige Glossen in Vers und Prosa vervollständigen den literarischen Teil des Heftes, das neben dem reizvollen farbigen Titelbild von Mariette Lydis, der in Paris rasch zur Berühmtheit gelangten österreichischen Künstlerin und einer koloristisch besonders anziehenden Lagunenlandschaft von Philipp Frank im übrigen wieder eine ganze Reihe vorzüglichster graphischer Arbeiten von Rudolf Großmann, Joh. Thiel, Anton Machel und anderen enthält, ganz zu schweigen von den famosen karikaturistischen Zeichnungen von Ballenburger, Heubner, Wille, Matuschel, Geis und Dugo.

Wittventänze. Bei den Eingeborenen einiger Südseeinseln ist es Brauch, daß, wenn der Häuptling eines Stammes gestorben ist, die Freunde des Toten der Hauptwitwe einen feierlichen Kondolenzbesuch abstatten. Bei diesen Stämmen herrscht nämlich allgemeines Viehwereien, so daß ein Mann, außer der „Hauptwitwe“, fast ausschließlich noch eine Anzahl von Nebenwitwen hinterläßt. Näher sieht man die Besucher der Schar der leidtragenden Witwen, so werden sie offiziell nur von der Hauptwitwe empfangen. Ihn folgen dann die Nebenwitwen, und zwar in einem taktmäßig ganz genau eingehaltenen Reigen Schritt, in dem sie nun auch einen einfachen Tanz ausführen, wobei jede einen von dem Verstorbenen persönlich gebrauchten Gegenstand trägt.

Fröhliche Ecke.

Die Zunge. Frau: „Weißt du, ich habe einen sehr kleinst Mund. Im Spiegel sieht er nicht groß genug aus, daß meine Zunge hereinginge.“ — Mann (mürrisch): „Das ist er auch nicht.“

Zu höflich. Altes Fräulein: „Und was sollte ein höflicher kleiner Junge der Dame sagen, die ihm fünf Groschen gegeben hat, weil er ihr ein Paket trug?“ — Kleiner Junge: „Ich bin zu höflich, um es zu sagen, Madame.“

Falsche Chebuechführung. „Sagt du die Geschichte von der Anochkauprielerin gehört?“ — „Nein, was ist denn mit ihr?“ — „Ihre Sekretärin hat ihre Bücher nicht richtig geführt und nun findet sie, daß sie zwei Chebuechungen mehr als Heiraten hat.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Strya, Kognau.